

Rolf K. Busch

# Hinter jeder Fichte eine kleine Geschichte

BAND 3

Jagdliches von  
Rehwild und Hirschen

*Edition Jägerleben*

## Impressum

---



ISBN 978-3-7888-2007-7

1. Auflage 2021  
Printed in Germany

**Erschienen in der Edition Jägerleben  
im Auftrag des Verlages  
J. Neumann-Neudamm**

© 2021 Verlag J. Neumann-Neudamm

c/o NJN Media AG  
Schwalbenweg 1  
D-34212 Melsungen

[info@neumann-neudamm.de](mailto:info@neumann-neudamm.de)  
[www.neumann-neudamm.de](http://www.neumann-neudamm.de)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bildnachweis: Fotos und Zeichnungen Rolf K. Busch

Für meine Kinder,  
Carolin-Diana, Constance Catherina  
und  
Alexander Hubertus,  
mit dem mich viele gemeinsame Jagderlebnisse verbinden.

# INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT.....	6
HAUTNAH DRAN.....	9
Am Maisfeld.....	9
Am Boden.....	25
DIANA WECHSELT DIE SEITE.....	39
EIN JAGDGAST AUS FRANKREICH.....	51
AUF DEM BAUCH AN DAS WILD.....	79
In der Blattzeit.....	79
Im Schnee.....	94
SCHWANKENDER ANSITZ.....	113
VERLAUFEN IM FREMDEN REVIER.....	129
Nicht bemerkt.....	129
Bemerkt.....	145
EINE UNRUHIGE NACHT.....	171
WENN EINER NICHT MAG.....	195
DER FALSCHER GIBT NACH.....	211

DER UMSTANDSHIRSCH .....249

VOM KLEINEN, INTERESSIERTEN JUNGEN  
ZUR VOLLBLUT-JÄGERFAMILIE.....257

## VORWORT

Viele kleine Ereignisse im Alltag bei den Reviergängen verschwinden im Laufe der Jahre im Nebel des Vergessens. Manche bleiben jedoch im Gedächtnis haften, und man kann sich noch nach Jahrzehnten an viele Details erinnern. Vielleicht sind es jagdliche Vorhaben, die besonders schwierig waren und einem trotzdem geglückt sind, oder man hatte einen besonderen unerwarteten Erfolg, eine starke Trophäe oder einfach eine Freude an einem Pirschgang, an den man gerne zurückdenkt und der sich deshalb im Speicher fest eingenistet hat. Aber auch das Gegenteil bewahrt man lange auf, wo man ausgesprochenes Pech hatte oder wo man sich wenig vorausschauend und ungeschickt angestellt hat. Einfach Dinge, die vom täglichen jagdlichen Alltag in Gutem wie im Schlechten abweichen. Manchmal hat man auch ein eigentlich erinnerungswürdiges, vom Alltag sich abhebendes Geschehen völlig vergessen, und nur durch einen äußeren Anstoß – ein Bild oder ein ähnlicher Vorgang – findet das vergessene Ereignis wieder den Weg aus der Vergangenheit ins Bewusstsein zurück. Von all diesen Geschichten wird hier aus der Erinnerung berichtet.

Erlebt in dem Vierzehnhundert-Hektar-Revier im bayerischen Frankenland bei Rothenburg ob der Tauber. In dem ich über fünf Jahrzehnte dem Weidwerk nachgehe. In den ersten Jahren als Jagdgast und dann als Pächter. Und in den zwei Jahrzehnten, in denen ich aus beruflichen Gründen meine Zelte im südlichen Niedersachsen, in Hildesheim, aufgeschlagen hatte. Auch hier fand ich rasch Kontakt zu privaten und staatsforstlichen Kreisen und hatte viel Gelegenheit, in den interessanten Hochwildrevieren von Solling, Harz und Lüneburger Heide dem grünen Handwerk nachzugehen. Ich denke gerne an die Aufenthalte in den oft tief im Staatsforst versteckten und romantisch gelegenen Jagdhütten zurück. Neben der Jagd auf den Rehbock, den Ansitzen auf das Schwarzwild und den gelegentlichen Pirschgängen auf Muffelwidder war die Hohe Zeit der Brunft des Rotwildes in den großen Waldgebieten immer von großer Faszination.

Während meiner Zeit in Niedersachsen hatte ich das nordbayerische Revier nie aufgegeben. Ich war zwar während dieser Jahre nur ein halbes Dutzend Mal im Jahr für einige Tage oder einige Urlaubswochen im Revier anwesend. Mein Freund Gerd Sch., später auch Mitpächter, Jagdnachbar Manfred K. und andere Jagdfreunde hatten sich jedoch als Ausgleich verstärkt um den Abschuss und die Arbeiten im Revier gekümmert. Besonders Manfred K. bin ich für die jahrelange persönliche Unterstützung und für den Einsatz mit seinem schweren Gerät dankbar. Während dieser Aufenthalte in dem nordbayerischen Revier bei Rothenburg ob der Tauber hatte ich über ein halbes Jahrhundert, früher oft mit der gesamten fünfköpfigen Familie, die Tradition der auswärtigen Jagdpächter fortgesetzt und während der Jagdtage in der im Revier liegenden, von der Tauber umflossenen Wilhelmsmühle gewohnt. Die männlichen Mitglieder der Familie, früher Fritz Schöller der Senior des Hauses und sein Sohn Erwin, hatten auch den Jagdschein. Der Letztere war zur Stabilisierung der Pachtverhältnisse und auch wegen der Größe des Reviers als Pächter in der Gemeindejagd mit eingetragen.

Grundsätzlich freute ich mich natürlich auch über eine starke Trophäe. Aber meist ging es mir beim Jagen nicht um außergewöhnliche und rekordverdächtige Trophäen, um besonders exotisches und seltenes Wild irgendwo in den entlegensten Gegenden der Welt, sondern eher darum, das Wild zu überlisten und um das Jagd- und Naturerlebnis. Ich hatte nicht nur Freude an der Jagd auf die Trophäenträger beim Reh-, Schwarz-, oder Rotwild, sondern mochte auch genauso den Reiz des Jagderlebnisses auf das nicht trophäen tragende weibliche Wild. Die Stille des Bergwaldes in unserem Revier und auch die oft jahreszeitlich bedingte Einsamkeit der weiten, von Hecken und Wassergräben durchzogenen Wiesen und Felder mochte ich gleichermaßen. Eigentlich liebte ich im Revier jede Jahreszeit. Im Frühjahr das frische Grün und das aus dem Wald auf die Wiesen drängende Rehwild, die Blattzeit im Sommer, wenn Rehbock und Geiß in der flimmernden Mittagshitze in hohen Sprüngen durch das goldgelbe Getreide pflügen, im Herbst der Tauber entlang auf Enten und vor Jahren noch die zahlreichen Hasen und Rebhühner

beim Gang mit der Flinte in der offenen Feldflur. Oder in den niedersächsischen Wäldern während der Brunft das Schreien der Hirsche und im Winter, vor allem, wenn eine frische Schneedecke Wald und Feld verzaubert hat, die Jagd auf Schwarzkittel und den roten Freibeuter.



# HAUTNAH DRAN

## Am Maisfeld

Es war die erste Augustwoche. Ich hatte zwei Tage beruflich in Stuttgart zu tun, war tagsüber immer zeitig fertig und nutzte abends die Gelegenheit, noch die Stunde Fahrzeit anzuhängen und ins Revier in Nordbayern, nahe Rothenburg ob der Tauber, zu fahren. Aus diesem Grund war ich die weite Strecke von Hildesheim nach Stuttgart mit dem Auto gefahren. Da ich seit Mai nicht mehr da war und es gerade noch reichte, die zweite Hälfte der Blattzeit mitzunehmen, hängte ich noch zwei freie Tage dran. Es war zum Abendansitz zeitlich immer ein wenig knapp. Stau auf der Autobahn durfte keiner sein, sonst hätte es nicht mehr zum Abendansitz gereicht. Ich hatte Glück und morgens auf der Rückfahrt zum Meeting auch. Es musste eben immer rasch gehen. In der Wilhelmsmühle flugs die Kleider gewechselt, ein paar Worte mit den Wirtsleuten gewechselt und raus zum Ansitz. Morgens umgekehrt, sehr früh aufgestanden zum Frühansitz, relativ früh abgebrochen, Jagdklamotten ausgezogen und weißes Hemd und Anzug an, einen Kaffee im Stehen und danach auf die Autobahn zurück nach Stuttgart. Tagsüber bis zum Nachmittag den Geist mit starkem Kaffee auf Kurs gehalten. Gelegenheit, einen passenden Bock zu erlegen, hatte ich während der vier Ansitze, in denen ich Jagd und Geschäft verknüpfte, nicht. Danach am Freitag und Samstag konnte ich zwei Tage ohne Zeitdruck der Jagd nachgehen und in der Wilhelmsmühle, soweit dies während der Blattzeit überhaupt wegen der kurzen Nächte ausreichend möglich ist, den zu kurz gekommenen Schlaf nachholen.

Das Wetter wusste nicht so recht, was es wollte. Mal schien ein wenig die Sonne, dann fühlte es sich gleich richtig warm an; ich empfand, zu warm angezogen zu sein. Mal verbarg sie sich wieder hinter dicken Wolken, und schon war es wieder kühler und ich musste etwas überziehen. Nachdem sich das schöne warme Wetter dieses Jahr schon im Frühjahr und Frühsommer

ausgetobt hatte, schien es sich für die nachfolgenden Sommermonate erschöpft zu haben. Nach dem Kalender war es Hochsommer. Aber offensichtlich hatte der Verantwortliche für das Wetter in diesem Jahr vergessen, in den Kalender zu schauen oder war versehentlich in den April gerutscht, oder wurde sonst ein wenig durcheinander gebracht. Für die Blattzeit war das Wetter ziemlich ungünstig. Das Rehwild liebt es heiß in dieser Zeit. Dann treiben die Böcke. In diesem Jahr waren das Wetter und das Rehwild launisch wie eine Diva. Mal sah man einen Bock treiben, als wenn es das letzte Mal wäre, dann herrschte wieder tagelang Ruhe und nichts regte sich, wie wenn das Rehwild noch nie etwas über das Ritual der Nachwuchsmehrung gehört hätte.

Ich hatte nun schon einige Frühansitze am Waldrand hinter mir, saß im Altholz an Dickungsrändern. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen, kaum Bewegung beim Rehwild. Wie man mir sagte, sei es in der letzten Woche auch ein müder Anfang gewesen. Eigentlich sollte die Blattzeit jetzt in der ersten Augustwoche ihrem Höhepunkt zusteuern. Aber das Wetter muss eben auch mitspielen. In manchen Jahren, wenn das Sommerwetter ungemütlich kühl und unfreundlich ist, zieht sich die Blattzeit ohne große Höhepunkte heimlich und still, wie im Verborgenen, hin. Wenn man vom Liebesritual kaum etwas bemerkt, wenn man Bock und Geißen bei der morgendlichen Pirsch oder am Abend auf den Grünflächen völlig entspannt äsen sieht, keine Ansätze zum Treiben zu erkennen sind, die Geißen scheinbar wie das ganze übrige Jahr wählerisch an den Gräsern und Kräutern zupfen und unbehelligt und vermeintlich lustlos über die Flächen ziehen, drängt sich der Gedanke auf, die haben in diesem Jahr alles vergessen, sind am Treiben und an der Vermehrung ihrer Art wohl nicht mehr groß interessiert.

Umso mehr staunt man im darauffolgenden Frühjahr, von wegen Vergessen und Lustlos, da wurde nichts vergessen. Von wenigen Ausnahmen, übergehenden und vielleicht sehr alter Geißen, abgesehen, führen bis auf die Schmalrehe praktisch alle weiblichen Stücke Kitze – wann und wie auch immer dazu gekommen. Es war drei Uhr morgens. Das unangenehme Rasseln des uralten Weckers, der schon bei meinen Großeltern in einem Schwarzwälder Bauernhof

auf dem Nachttisch stand, der deutlich über hundert Jahre schon seinen Dienst tat und jetzt seit Jahren auf der Wilhelmsmühle in meinem Zimmer normalerweise auf dem Nachttisch neben meinem Bett steht. Ein etwa fünfundzwanzig Zentimeter hohes Gebilde mit einem fünfzehn Zentimeter großen runden, teilweise goldschimmernden Ziffernblatt mit riesigen römischen Ziffern und zwei kunstvoll ausgebildeten Uhrzeigern. Die Funktion des Weckers ist sichtbar durch drei symmetrisch oben angeordnete, kalottenförmige, metallische Schalen, die die Klangkörper bilden. Sie sind über barock geschwungene Blechbügel am runden Gehäuse befestigt. Eigentlich verbindet man mit dem Begriff Klangkörper üblicherweise einen harmonisch wohltuenden Ton. Der Begriff Klangkörper ist deshalb in diesem Fall völlig irreführend. Das Weckgeräusch wird erzielt, indem drei Eisenklöppel gegen die metallischen Schalen hämmern und ein schrecklich disharmonisches und nervtötendes schepperndes Geräusch erzeugen. Wahrscheinlich mit dem heimtückischen Hintergedanken, nur kein sanftes Aufwachen zuzulassen. Um die grausame Wirkung noch zu steigern und im Sommer zum Frühansitz nie auch nur den Versuch aufkommen zu lassen, im Moment des Weckgeräusches, kurz nach drei Uhr in der Früh, zu überlegen, vielleicht doch noch zehn Minuten, oder überhaupt, im warmen Bett zu bleiben, um das völlig auszuschließen, stellte ich den Wecker während der Blattzeit außer Griffweite auf eine alte Kommode mit Glasplatte. Das aufgrund der Glasplatte noch verstärkte grässliche scheppernde Geräusch veranlasste mich, aus dem tiefsten Schlaf kompromisslos aus dem Bett zu springen, um den Quälgeist abzustellen. Und wenn man dann schon mal die warmen Federn verlassen hat, ist der Schritt, gleich in die Jagklamotten zu fahren, nicht mehr so schockierend wie aus der Position des warmen Bettes. So trickste ich immer meinen inneren Schweinehund aus und kam aus den Federn. Deshalb hielt ich diese altertümliche Apparatur von meinen Großeltern immer hoch in Ehren. Meinem Freund und Jagdpartner Gerd gelang das im Sommer, mit einem normalen zeitgemäßen Wecker und oft nur zwei bis drei Stunden nächtlichem Schlaf und vielleicht noch ein wenig Most, Bier oder Wein vom Vorabend im Blut, oft nicht so perfekt. Obwohl ich oft betonte, beim Frühansitz den häufigeren Anlauf zu haben und

mehr zur Strecke zu bringen als abends, drehte er sich häufig nochmal um und ging erst später raus.

Jetzt war ich schon den dritten Tag im Revier und hatte kaum Wild gesehen. Nur an einem Abendansitz war ein Bock heftig am Treiben. Sonst war nicht viel los. Lediglich in der Früh von der Ferne und abends bei kaum mehr Licht zwei, drei Stück Rehwild, jedoch nicht mehr anzusprechen. Auch diesen Morgen riss mich das grässliche, scheppernde Rasseln des alten Weckers aus dem Tiefschlaf. Heute setzte tatsächlich ein innerer, wenige Sekunden dauernder Kampf mit mir selbst ein. Aus dem Bett springen, Wecker abstellen und sich rasch wieder unter die Decke schieben. Ausnahmsweise mal liegen bleiben und später gehen. Wenn sowieso nichts los ist, dann ist es später genauso fad, wie wenn man ganz früh dran ist. Es war mir klar, wenn ich wieder zurück ins Bett gehe, nimmt mir Morpheus die Entscheidung ab. Ich schlafe sofort wieder ein. Das wollte ich eigentlich nicht, bin ich doch extra ins Revier gefahren. Also schwang ich mich aus dem Bett, Katzenwäsche mit kaltem Wasser, in die Klamotten und die Stiefel angezogen und geschnürt. Um morgens Zeit zu sparen, hatte ich Rucksack, Glas und Drilling abends schon bereitgelegt. Dann zum Auto vor dem Haus, die Gegenstände auf dem Rücksitz abgelegt und die hintere Autotüre versucht möglichst leise zu schließen, damit nicht alle im Haus aufwachen. Dann wendete ich im Hof und fuhr Richtung Dorf und Hauptstraße los. Die Fahrertüre schlug ich immer erst aus den gleichen Gründen dreißig Meter entfernt vom Haus ohne besondere Sorgfalt zu. Es war noch total dunkel. Ich fuhr die gut einen Kilometer lange schmale Straße bis zur Hauptstraße, dann auf der Hauptstraße hundertfünfzig Meter Richtung Leidenberg, um dann rechts in einen Feldweg Richtung Raumholz einzubiegen, der in einen Bergwald, unser größtes zusammenhängendes Waldgebiet, führte. Hier stellte ich mein Auto nach siebzig Metern seitlich am Weg auf einem ein bis eineinhalb Hektar großen, mit einem Dutzend dicker Pappeln und Gebüsch bewachsenen Ödland ab. Ich griff nach Rucksack, Waffe, Glas und Pirschstock, schloss leise die Türen und lief vorsichtig den in leichter Steigung Richtung Wald führenden, ziemlich gerade verlaufenden Weg lang. Es war ein Weg, eine Fahrzeugbreite, der nach zweihundertfünfzig

Metern in den Wald führte. Seine Oberfläche war jedoch nicht, wie üblich bei Feld- oder Waldwegen, aus Schotter oder anderen platt gefahrenen Steinen, sondern bestand aus Beton. Er hieß bei uns auch als Wegbezeichnung „Beton-Weg“. Auch die Kanzel, auf der ich den frühen Morgen zu verbringen beabsichtigte, wurde „Kanzel am Beton-Weg“ genannt. Der Beton-Weg führt zwischen den Wiesen in einer mäßigen Steigung bis an den Waldrand. Dann geht der Fahrweg, immer noch nur in Fahrzeugbreite, in eine sehr starke Steigung über und weiter senkrecht den Hang hoch. Bei heftigen Regenfällen hat es den Schotter häufig stark nach unten geschwemmt. Das Wasser riss tiefe Rinnen in den Weg. Traktoren hatten zwar kein Problem damit, aber die Bauern wollten auch mit dem Auto in den Wald, um irgendwelche Forstarbeiten durchzuführen. Man musste den Weg häufig reparieren. Aus diesem verständlichen Grund und vielleicht auch noch, weil in der Gemeinde ein Betonwerk war, hatte man die glorreiche Idee, den Weg mit einer ordentlichen Betonoberfläche zu versehen. Das Thema der ausgeschwemmten und zerfurchten Wegoberfläche war damit eindeutig und zur Zufriedenheit aller Nutzer gelöst. Allerdings handelte man sich ein anderes Problem ein: Der Holzeinschlag und Abtransport findet meist im Spätherbst oder Winter statt. Auch wir Jäger wollten im Winter in den Wald. Wenn Schnee lag oder sich Eisglätte einstellte, war der Weg praktisch nicht befahrbar. Man kann auf der glatten Oberfläche kein Fahrzeug halten. Es beginnt selbst im Stehen von alleine, immer schneller werdend, abzurutschen. Im ersten Winter, nachdem die Beton-Oberfläche aufgebracht war, hatte ich selbst mal das Vergnügen, die Wintereigenschaften des Weges praktisch zu erproben. Ich kam im Wald mit dem Auto am Beginn des steilen Abschnittes von einem seitlich an den Beton-Weg heranführenden Waldweg. Ich dachte, es liegt zwar ein wenig nasser Schnee, aber wenn ich ganz behutsam fahre, ich habe ja Vierradantrieb und gute Winterbereifung, das müsste eigentlich gehen. Also bin ich den Beginn des steilen Abschnitts vorsichtig angefahren. Wie ich dann von der Ebene an das steile Stück kam, bekam ich doch einige Bedenken und wollte anhalten. Es war jedoch schon zu spät, die Bremsen wirkten nicht mehr so richtig, der Wagen blieb, trotz durchgetretenem Bremspedal, in Bewegung. Zunächst unbedenklich langsam, dann immer schneller werdend. Es reagierte

nichts mehr – weder Bremse noch Lenkung. Auf halber Strecke des abschüssigen Teils rutschte ich dann vom Betonteil des Weges seitlich ab und kam mit den zwei rechten Rädern in den Böschungsrand des leichten Grabens, saß ein wenig am Bodenblech auf und konnte mit den beiden Rädern im Böschungsgas wieder ein wenig bremsen, zumindest die Beschleunigung des Fahrzeugs stoppen. So rutschte ich unten am Waldrand auf die Wiese, ohne im Wald auf die links und rechts vom Beton-Weg stehenden Bäume zu krachen. Eine Wiederholung dieses Vorganges hielt ich nicht mehr für zielführend. Künftig nahm ich bei winterlichen Wetterverhältnissen einen entsprechenden Umweg mit traditionellem Schotterbelag in Kauf.

Diesen Beton-Weg lief ich ganz langsam nach oben. Um das Geräusch der immer wieder unter den Stiefeln knirschenden Steinchen zu vermeiden, ging ich, wo es möglich war, ohne über im Altgras eingewachsene alte Äste und knöchelhohe junge Heckenpflanzen zu stolpern, seitlich neben dem Weg im Gras. Da es noch total dunkel war, konnte ich mich nur mit den Füßen tastend vorwärts bewegen. Nach hundert Metern kam ich an das Ende des Ödlandes und der Pappeln. Hier ragte rechts in etwa hundertfünfzig Meter Entfernung die Silhouette der Kanzel gegen den Nachthimmel. Jetzt folgte ich äußerst vorsichtig einer rechts vom Weg verlaufenden, das Ödland begrenzenden Hecke bis zu einem tiefen Graben. Hier musste ich mich die kurze Strecke bis zur Leiter der Kanzel äußerst vorsichtig vorwärts bewegen, da ich gegenüber den umliegenden Wiesen keinerlei Sichtschutz mehr hatte. Lediglich der dunkle Hintergrund der Hecke gab mir ein wenig Schutz. Wenn das Wild links vom Weg oder vor mir bis zum Wald oder hinter dem Graben auf der Wiese stand, war es sehr schwierig, unbemerkt an die Kanzel zu kommen. Bis jetzt ging alles gut. Es blieb alles ruhig, kein „Schrecken“ oder „Abspringen“ von Wild war zu hören. Es waren jetzt nur noch ein Dutzend Schritte entlang des Grabens bis zum Fuß der Leiter der Kanzel. Mit einem Schritt in die Grabenböschung und anschließend in gebückter Haltung versuchte ich mich möglichst klein zu machen, so wenig wie möglich frei aus der links und rechts vom Graben liegenden Wiese in die Höhe zu ragen. Nach den ersten Schritten in dieser gebückten, anstrengenden

Haltung zuckte ich zusammen, als das beim morgendlichen Angehen gefürchtete Bää, Bää, Bää zunächst aus einer, dann aus drei verschiedenen Ecken über die Wiesen schallte und vom nahen Waldrand zurückgeworfen wurde. Irgendeines der auf den Wiesen vor dem Wald stehenden Rehe hatte irgendetwas von mir bemerkt und schreckte, hörte nicht auf mit Schrecken, konnte sich einige Zeit nicht beruhigen. Der Wind war gut. Das hatte ich immer wieder geprüft. Das Wild hatte irgendetwas gehört, was nicht in die übliche Geräuschkulisse passte, oder eine verdächtige Bewegung von mir wahrgenommen. Oft windet, sieht oder hört ein Reh eine Gefahr oder etwas Beunruhigendes und schreckt daraufhin laut. Andere in der Nähe, ohne direkt involviert zu sein, greifen es auf. Schreien gewissermaßen der Spur nach. Schade, dass man dem Schrecken nicht anhören kann, was sie beunruhigt –, Sauen oder bei führenden Geißen mit noch jungen Kitzen der Fuchs, Mensch oder sonst irgendetwas Verdächtiges. Das allgemeine Geschrei nutzend, ging ich rasch die paar Schritte zur Leiter und stieg unendlich langsam Sprosse um Sprosse nach oben. Blieb auf der vorletzten Sprosse stehen, um dem unten stehenden Rehwild nicht noch zu viel sich bewegende Silhouette gegen den Nachthimmel zu bieten, und versuchte mit dem Glas etwas zu sehen – keine Chance, es war noch zu dunkel. Also schob ich mich vorsichtig in den Kanzelkasten, ließ den Rucksack vom Rücken gleiten, stellte den Drilling in eine Ecke und setzte mich hin. Da eine Stimme immer noch schreckte und offensichtlich zum Wald zog und sich darin verlor, dachte ich, es ist wie es ist, warte ab, wahrscheinlich sind alle verschwunden. Wenn es heller wird und kein Wild mehr zu sehen ist, kommt wahrscheinlich auch nichts mehr. Dann bin ich eben, wie schon so oft, umsonst aufgestanden. Ich drückte mich in eine Ecke, entspannte mich und schloss die Augen. Obwohl ich mich dagegen wehrte, war ich wohl kurz eingeschlafen. Als ich die Augen wieder öffnete, war es ein wenig dämmerig. Ich nahm das Glas und schaute mich um. Jetzt konnte ich ein klein wenig sehen. Mein Rundblick ging erst nach vorn, dann nach links und rechts, alles vor zwei Monaten abgemähte Wiesen, die wieder zehn bis fünfzehn Zentimeter nachgewachsen waren. Hundert Meter der Kanzel gegenüber verlief der die Wiesen nach links und rechts begrenzende Waldrand. Nach links, hinter dem

Beton-Weg, gingen die Wiesen nach dreihundert Metern in eine Streuobstwiese über und verschwanden anschließend in einer nicht mehr einsehbaren Senke. Rechts von mir konnte ich, von einigen vom Waldrand weglaufenden leichten Bodenwellen abgesehen, den gesamten Waldrand entlang, bis zu einem drei viertel Kilometer entfernten Waldeck, sehen. Auf den Wiesen selbst konnte man nicht viel erkennen. Rechts von mir sah ich in hundertfünfzig Meter in der sonst gleichförmigen Wiese vier dunkle Stellen. Ob es irgendwelche schneller als Gras wachsende Kräuter oder die Umrissse von Wildkörper waren, konnte ich noch nicht erkennen. Geduldig wartete ich ab und suchte mit dem Glas immer wieder diese dunklen Stellen. Hoffnung keimte wieder auf. Bildete ich es mir ein, oder bewegten sie sich? Wenn man in der Dämmerung lange auf eine aus der Umgebung sich hervorhebende Stelle schaut, meint man oft, sie würde sich bewegen. Oft ist es Einbildung. Hier sah ich es jetzt deutlich. Die dunklen Objekte bewegten sich. Es schien offenbar Wild zu sein. Sie bewegten sich immer schneller, hintereinander. Obwohl ich es nicht erkennen konnte, hatte ich das Gefühl, es müsste ein Bock sein, der treibt. Sie bewegten sich jetzt sehr schnell, immer im gleichen Abstand, auf den Wald zu und verschwanden. Schade, es war noch zu duster. Ich konnte nicht erkennen, was es war. Ging aber davon aus, es war ein treibender Bock. Mein Blick ging wieder zurück zu den anderen zwei „Grasbüscheln“. Jetzt fingen die beiden auch an, sich zu bewegen, immer schneller. Auch hier schien ein Bock zu treiben. Sie kamen in meine Richtung: Jetzt konnte ich es deutlich erkennen, Geiß und Bock. Einen Steinwurf, bevor sie mich erreichten, machte die Geiß einen großen Bogen wieder zurück. Dann blieben sie schlagartig, wie auf ein geheimes Kommando, gleichzeitig stehen. Nebenher schaute ich immer „mit einem Auge“ meine Umgebung ab und bemerkte, wie ein Bock mit einer Geiß fast mir gegenüber wieder aus dem Wald nach links auf die Wiese jagte. Hier blieben sie stehen und begannen zu äsen.

Das Brunfritual beim Rehwild ist immer wieder faszinierend für mich. Der Bock jagt der Geiß in einigen Metern, meist gleichbleibendem Abstand hinterher. Dann halten sie immer wieder kurze Zeit an, dann geht die wilde Jagd wieder von vorne los. Oder sie beginnen, wenn sie aus vollem Tempo abrupt gleichzeitig